DER ERZÄHLER

Samstag, den 19. März 1932

Nummer 11

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Das Erwachen des Herrn von Goethe.

Erzählung von P. A. Eugen Geisler.

Als der 7. November 1825 über Weimar heraufdämmerte, lag der, den an diesem Tage eine Welt feiern wollte, in tiefem festen Schlummer.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit der „Werther", seit der „Götz von Berlichingen" seinen Ruhm durch die aufhorchende Welt getragen und die Stirn des deutschen Apoll mit erstem, reichem Lorbeer bekränzt. Ein halbes Jahrhundert, Johann Wolfgang von Goethe, Staatsminister und Dichterfürst, seit Du mit jugendlich überschäumender Kraft, strahlend im Glanze ersten, jungen Ruhmes, in Weimar eingezogen ...

Nun schlummerst Du Deinem goldenen Jubeltag entgegen.

Schatten liegen um den festgeschlossenen, schmalen Mund. Tief und regelmäßig hebt und senkt sich die gewaltige Brust, und auf der seidenen Decke liegt die feingeäderte, nervige Hand, ab und zu leise zuckend. Nichts stört die Stille des kleinen Schlafzimmers. Umschweben Träume der Erinnerung den Schläfer? Die herbe Strenge des klassischen Antlitzes löst sich. Er lächelt, der Greis, ein fast rührendes, kindliches Lächeln, wie es über Kindergesichter spielt, die den Glanz des Weihnachtsbaumes nicht zu fassen vermögen. Ist er wieder daheim im Elternhaus am Hirschgraben im alten Frankfurt? Bringt die gewaltige Flut der Erinnerungen längst entschwundene Gestalten, das Bild des gestrengen Herrn Vaters, der gütigen Mutter, der zarten Schwester Cornelia ...? Sitzt er nicht daheim am großen Eßtisch des gemütlichen Wohnzimmers, der junge, überschäumende Studiosus Wolfgang, und erzählt mit unbändigem Frohsinn von dem lustigen Universitätsleben in Leipzig und Straßburg ... Ja, er ist jung, einmal noch jung. Und daheim ...

Da sitzt der Herr Rat, leicht vornüber gebeugt und lauscht stumm der hellen, frohen, lachenden Stimme des Sohnes: Wolfgang kann den Ausdruck seines Gesichts nicht genau erkennen, Schatten liegen dazwischen. Aber neben ihm, hell, strahlend und geschäftig mit den nimmermüden Händen die klappernden Stricknadeln flitzen lassend, lächelt die Frau Mutter stolz dem großen, schönen Sohn zu ...

Da ist die Familienstube mit den altväterischen, dunklen, schweren Möbeln. Und nun schielt der Student nach der großen alten Schlaguhr mit dem stattlichen Gehäuse, deren verschnörkelte Zeiger das ein wenig pedantisch gewordene Hauswesen der Eltern mit ewig gleichmäßigem Stundenschlag regeln. Wie vertropfen des Wasser klingt der Pendelschlag durch die Stille des Zimmers, nun Wolfgang schweigt.

Er lächelt ... Wenn die alte Uhr mit hartem Schlag erst die [illegible] gekündet, in der unweigerlich der Herr Rat sich erhebt ... Wenn der letzte, tiefe, lang ausklingende Schlag verschwebt ist und die Betten aufgesucht werden, geht's leise wieder und heimlich die Treppen hinab. Halloh, das heiße junge Blut, nur mühsam gezügelt im ehrsamen Familienkreis, schreit nach Leben, Liebe und Wein ...

Wenn die Uhr schlägt ...

Da schlägt sie — tief, einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal ... Lang summt der sonore Ton durch das Dunkel des Zimmers. Ja, das Dunkel. Verwischt ist alles, Elternhaus und Jugend. Der Schläfer fährt in die Höhe, lauscht, vornübergebeugt, aufgeregt zitternd in die Finsternis. War es ein Traum, äfft ihn ein Spuk? Die Uhr schlägt ja, die Uhr aus dem längst nicht mehr bestehenden Familienzimmer des Rates Goethe in Frankfurt am Hirschgraben!

Er wischt sich erregt den Schweiß von der Stirn. Dann reißt die zitternde Hand die Klingelschnur. „Friedrich! Friedrich! Was war das? Ich hörte eben die Uhr aus meinem Elternhaus schlagen."

Die Stimme des Greises, heiser vor Erregung, bricht ab. Nie sah der Getreue so seinen Herrn. „Die Uhr steht im Vorzimmer, Exzellenz", sagt er leise. „Eine Ueberraschung Seiner Hoheit, des Großherzogs von Mecklenburg, der sie aus dem Nachlaß der hochseligen Eltern Eurer Exzellenz nach vielen Jahren aufspüren konnte und als besondere Gabe seiner Verehrung zum heutigen Tage gesandt hat."

Sekunden verstreichen. Nur der harte Klang des Schlags der Uhr dringt in das Schlafzimmer. Die Kerze in der Hand des Dieners flackert.

Da springt der Greis vom Lager, wirft mit fahrigen Händen den Schlafrock über und eilt nach dem von Lichtern erhellten Vorzimmer. Da, an der schmalen Fensterwand, wo die geliebten mineralogischen Sammlungen grüßen, ragt schwer und wuchtig das dunkle Gehäuse. Und der harte Pendelschlag, wie einst, treibt die goldenen, verschnörkelten Zeiger vorwärts, vorwärts ...

Leise hat sich der treue Friedrich zurückgezogen. Er will die Tränen nicht sehen, die seinem greisen Herrn die großen, sonnenklaren Augen füllen. Da steht Goethe, vornübergebeugt, regungslos, und lauscht dem Ton, den er längst verstummt gewähnt, dem Herzschlag seines Elternhauses ...

Morgenmusik dringt aus dem Garten herauf.

Der Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe wendet sich, müde und langsam. Richtig, man will ihn ja heute fetieren. Der goldene Jubeltag soll mit allem Glanz gefeiert werden, den der Großherzog Karl August und sein getreuer Kanzler von Müller in langen Kabinettssitzungen ersonnen, den Freund zu ehren.

Bald darauf sind alle Wagen der Residenz in Bewegung. Abordnung folgt auf Abordnung. Diplome, Medaillen, Ehrengeschenke häufen sich. Der Großherzog und seine Gemahlin folgen und widmen ihrem greisen, gefeierten Freunde eine stille Stunde der Liebe und Verehrung. Es erscheinen die Mitglieder der großherzoglichen Familie, die Minister, die höchsten Beamten des Landes, die ersten Damen von Weimar, der Enthüllung der großartigen Büste Goethes in seinem Hause beizuwohnen. Im Rathaussaale findet ein prachtvolles Festessen statt. Am Abend wird des Dichters Iphigenie aufgeführt, und brausender Jubel umtobt ihn, als er die Loge betritt. Alle Fenster der Stadt sind festlich erleuchtet, und in den Prunkzimmern seines Hauses am Frauenplan feiert ihn eine zahlreiche, erlesene Gesellschaft.

Früh zieht sich Goethe zurück, ermüdet von den Anstrengungen des Tages. Eine Handbewegung scheucht, zum ersten Male seit Jahren, den treuen Friedrich hinweg. Leicht zitternd greift die welke, feingeäderte Hand nach dem silbernen Leuchter, und durch die Flucht der stillen, dunklen Gemächer, in die nur wie leises Summen das Treiben der Festgesellschaft herüberdringt, schreitet der Gefeierte. Nun schlägt er die Portiere zum kleinen Vorzimmer seines Arbeitskabinetts zurück und läßt hocherhobenen Armes den flackernden Kerzenschein auf die gegenüberliegende kahle Wand fallen — da grüßt es wieder, das dunkle, schwere Gehäuse der geliebten Uhr.

Sekunden vertropfen gleich Ewigkeiten. Unbewegt lauscht der Alte dem vertrauten Pendelschlag, der ihn über ein halbes Jahrhundert hinweg ins Reich seiner Jugend gerissen, für wenige Traumsekunden nur — und doch aufwiegend ein langes, reiches Leben voll Ruhm, Glanz und Sonne.

★

Ein Kind und ein Hund ...! / Novelle von Karl Schück

Die Schaumkronen sprangen gischtend über die Wellenkäler hinweg, daß es aussah, als bliese der Nordwest die Kleider des Himmels durch das Wasser. Durch die Nacht flog hauchdünner Nebel, der sich in Schloten und Masten des Schiffes verfing. Mächtige Nebelballen glitten lautlos über den erregten Atlantik, nisteten sich ein auf Deck, flossen wie gespenstische Schleier die Decktreppen herab und zogen unaufhaltsam durch das ganze Schiff.

Es war um zehn Uhr abends, die Schiffsglocke schlug dünn, der Nebel verschlang gierig jedes Geräusch. Ununterbrochen dröhnte das Nebelhorn, die elektrischen Drähte zitterten. Gestalten kamen und gingen um die Funkerkabine. „Dampfer in Nähe ... Fahrt drosseln ... Nebel wird dichter!" Und wieder schrie das Schiff, brüllend hob sich die Schiffsschraube aus der donnernden See.

Die wenigen Passagiere, die sich gegen das Schlingern und die drohende Krankheit zu wehren vermochten, saßen bleich im Rauchsalon zusammen. Sorgfältig verschloß der Bar-Tender seine Gläser und bat die Passagiere, in ihre Kabinen zu gehen, da man heute angesichts des Sturms ... und so weiter.

Aber niemand machte Anstalten, zu gehen; man rückte enger zusammen und versuchte zu lächeln. Jeder begann auf einmal zu reden und erzählte von ähnlichen, aber viel gefährlicheren Seereisen. Mr. Franklin versuchte, einen irischen Witz zu erzählen, aber niemand hörte auf ihn. Man vernahm nur das Aufsprallen der Wassermassen und das ferne Heulen des Nebelhorns. Man flüsterte sich zu, in welcher Gefahr man sich befand: Schiffszusammenstoß, Havarie, ein Leck und dergleichen mehr ... Die Gesichter sahen in dem unregelmäßig brennenden Licht aus wie Totenmasken, in denen ein grausames Schattenspiel einen Scheinzug von Leben konstruieren wollte.

Man fürchtete sich, laut zu sprechen, und hatte Angst, zu leise zu sein. Niemand wollte dem anderen seine Besorgnis anvertrauen, aus Angst, als Feigling zu gelten. — Ein heftiger Stoß durchschütterte das Schiff. Was war geschehen? Ich hielt es in der dumpfigen Luft des C-Decks nicht mehr aus, nahm meinen Mantel und rief den Mitpassagieren, die mich vor einem Bordspaziergang warnen wollten, eine Gute Nacht zu.

Ich hatte Mühe, die wenigen Stufen zum B-Deck hinaufzugehen. Mir war, als packte mich eine Hand an der Kehle und wollte mich zurückreißen. Stewards und Matrosen eilten an mir vorbei mit blassen, aber sehr ernsten Gesichtern. Ich klappte den Mantelkragen hoch, drückte die Mütze tiefer in die Stirn und öffnete mit einiger Kraftanstrengung die Tür, die zum Promenadendeck führte. Der Sturm sprang mir mit einem Satz ins Gesicht.

Schon umrallte mich der Nebel und setzte sich an mir fest. Die Tür schlug hinter mir zu. Vorsichtig tastete ich mich zu dem Geländer, welches längs der Deckwand lief, und ging mit eingezogenem Kopf ein paar Schritte vorwärts. Wimmerte dort nicht eine Stimme? Was summte um mich herum? Ich lauschte! ...

Der Wind pfiff um die Masten. Der Nebel schwamm um mich her. Wie ein wogendes Leichentuch hing er vor mir. Ein Mann in Oelzeug rannte an mir vorbei. Ich wollte etwas fragen, aber schon hatte der Dunst den Mann verschlungen. Mit eiskalten Händen klammerte ich mich am Geländer fest und wartete. Ich wußte selbst nicht, warum ich an Deck gegangen war ... Vielleicht war es Leichtsinn. Ich wußte aber, daß ich jetzt nicht schlafen, noch viel weniger aber meine Mitpassagiere ertragen konnte.

Der Sturm schien inzwischen seinen Höhepunkt überschritten zu haben. Ich konnte jetzt ganz deutlich den Lärm des Nebelhorns, ja auch einige Schritte aus dem Krach der andonnernden Wogen unterscheiden. Das ermutigte mich, ein paar Schritte weiter zu gehen und Umschau zu halten. Der Nebel selbst schien sich in seinem Innersten langsam aufzulösen; er schwamm nun mit weißen, dichten Flocken davon.

In diesem Augenblick hörte ich einen gellenden Schrei. Ein Schrei, so unmittelbar und aus solcher Angst und Not, daß es meinem Herzen einen Stich gab ... Schmerzliche Kälte preßte meine Glieder zusammen. Was war das für ein Schrei? Da ... da sah ich zwei rote Lichter in meiner Nähe vorbeiziehen. Unheimlich nahe in diesem Nebeldickicht. Unaufhörlich signalisierten die Sirenen. Schritte donnerten über Deck. Man schrie sich etwas zu. Menschen hasteten an mir vorbei Ich lief mit ... wohin eilte man?

Ich klammerte mich an einen Matrosen und ließ ihn nicht eher los, als bis er mir Antwort gab: ein Schiff war bis auf zwei Meter an unseren Dampfer herangekommen Zusammenstoß war unvermeidlich. Im letzten Moment hatten beide Kapitäne die Gefahr erkannt und das Steuer herumwerfen lassen. War die Gefahr endgültig vorbei?

Plötzlich hörte man ein Krachen von Bohlen und Planken. Der Bug des fremden Schiffes hatte aus der Bordwand unseres Schiffes einen Teil herausgerissen. Unbedeutend, wie ich später erfuhr. Ich starrte noch lange in die Nacht hinaus und suchte die zwei gespenstischen roten Lichter des fremden Dampfers. Gegen elf Uhr verschwand der Nebel fast genau so schnell, wie er gekommen war. Die See ging ruhiger, der Wind hatte sich gedreht. Ein warmer Luftzug hauchte über Bord herein ...

Ein Deckoffizier kam an mir vorbei und sah mich erstaunt an. „Sie waren sehr leichtsinnig", sagte er, nachdem ich ihm erzählt hatte, daß ich im Augenblick der bevorstehenden Katastrophe an Bord war. „Wären wir zusammengestoßen, so hätte Sie die Wucht des Aufpralls sofort rettungslos über Bord geworfen ..." Wir rauchten eine Weile schweigend zusammen. „Werden wir noch einmal Nebel bekommen?" fragte ich.

„Nein, wir sind jetzt in der Nähe des Golfstroms ... Immerhin war es ein Nebel, wie ich ihn selten erlebt habe. Aber es wäre raisam, Sie würden jetzt einen steifen Grog trinken, um sich vor einer Erkältung zu schützen." Ich lachte und sagte, daß mir sehr warm sei und daß ich nicht gern meinen Bordspaziergang vor dem Schlafengehen missen möchte. Wir reichten uns die Hände und jeder setzte seinen Weg fort.

Es war nun eine fast unheimliche Stille an Bord, nun, nachdem der Sturm abgeklungen war und das Meer sich zu beruhigen begann. Ich ging mit immer schnelleren Schritten um das Deck herum, um die Schreckensphantasien meiner erregten Einbildungskraft abzuschütteln.

Plötzlich ... Schritte. Dumpf und schwer. Ich hielt ein. Lauschte. Ein dunkles Klagen hallte zu mir herauf. Ich lehnte mich an die Reling. Kein Licht fiel aus den Bullaugen der dritten Klasse. Kein Licht aus der Kabinenklasse. Nun kamen die Schritte näher. Gemessen und schwer. Stöhnen und Schluchzen hallte herauf ... Die Wogen glitten unter uns hinweg, immer langsamer und träger. Wie ... stand das Schiff? Warum fuhren wir nicht? Ich eilte nach vorn, um am Stand des Buges ersehen zu können, ob wir fuhren.

Ich lehnte mich vor und hörte nun ganz deutlich das immer näher kommende Gehen und Marschieren. Eine Frau klagte und weinte. Ich hörte das Stöhnen eines Mannes. Ein Hund winselte ... aber, es waren so viele Schritte. Nun fielen Schatten unter mir über das Deck. Jemand aus der dritten Klasse mußte dort unten. Und nun sah ich, über das Deckgeländer gelehnt, wie vier Matrosen in langen, dunklen Mänteln daherkamen. Die zwei Vordermänner trugen ein kleines, weißes Paket. Sie gingen mit sicheren, schweren Schritten auf den Bug des Schiffes zu. Ein Hund, ein grauer Spitz, sprang hervor und wedelte winselnd um die beiden Matrosen. Dann kam der Erste Offizier des Schiffes. Er ging langsam wie die anderen, nur von Zeit zu Zeit lockte er den Hund zu sich, um ihn zu beruhigen.

Nun war das Klagen dicht unter mir. Ineinander gelehnt, schleppten sich ein Mann und eine Frau aus der dritten Klasse vorwärts. Sie weinten haltlos in sich hinein. Je mehr man sich der Spitze des Schiffes näherte, um so herzzerreißender wurde das Weinen und Stöhnen. Immer toller gebärdete sich der Hund, der bald schlich und kroch, bald sprang und rannte.

Hinter dem Mann und der Frau gingen ein paar ältere Leute und hinter ihnen ein Tambour. Die Matrosen standen am Bug. Ich hörte ein dumpfes Gebet des Schiffsgeistlichen. Aus der Schar ragten plötzlich zwei Arme empor ... ein gellender Schrei ...

Die Frau war ohnmächtig geworden. Man trug sie in die Kabine zurück. In dem Augenblick, da sich der Sause dort vorn auseinanderteilte, sah ich, wie der eine Matrose ein Fahnentuch um das kleine weiße Paket wickelte. „Halt! Halt!" schrie der Mann dort vorn und warf sich gegen die Matrosen.

Der Offizier gab ein Zeichen. Der Tambour rollte einen dumpfen Wirbel auf dem Kalbfell. Der Offizier hob wieder die Hand, und nun warfen die Matrosen das kleine Paket mit kräftigem Schwung in die aufbrüllenden Wogen des Atlantik. Eine Sekunde oder zwei schwieg man atemlos dort vorn ...

Matrosen, Offizier und Mann gingen langsam vom Bug zurück. Man brachte den gebrochenen Vater dieses vor zwei Tagen gestorbenen und nun über Bord geworfenen Kindes zu seiner Kabine zurück.

Und die langen Schatten verschwanden. Ich blickte in das schwarze Wasser und in den weißen Gischt hinab und versuchte, den Schmerz der auswandernden Eltern nachfühlen zu können.

Etwas stieß mich ans Bein. Erschreckt drehte ich mich um. Der Hund, jener graue Spitz, lag mit eingeknifffenem Schwanz und geducktem Kopf zu meinen Füßen. Als das Tier bemerkte, daß ich es ansah, sprang es plötzlich empor und wartete, daß ich es streichelte. Dann lief der Hund fort, blickte über Bord, als suche er etwas, kam zu mir zurück, weinte.

Aber als der Hund sich nun an den Rand des Bugs stellte, als er sich dagegen wehrte, daß ich ihn zurückreißen wollte, da wußte ich, daß er um das tote Kind seines Herrn weinte.

Ich bückte mich und fuhr mit unruhigen Händen dem Hund übers Fell. Dann deutete ich mit ausgestrecktem Arm in das Meer hinaus, als wollte ich ihm klar machen, daß das Menschenkind dort versenkt worden war. Da sprang der Hund an mir empor und leckte meine Hände. Er lief von mir fort und plötzlich ...

„Halt! Halt! Bleib stehen!" rief ich, so laut ich konnte. Aber es war zu spät, der Hund war über Bord gesprungen.

Am anderen Tage überreichte der Kapitän unseres Schiffes den Eltern des in der Nacht versenkten Kindes eine Seekarte, in dem der Punkt eingezeichnet war, der winzige Punkt auf dem unendlichen Meer, wo man das kleine weiße Paket ins Wasser geworfen hatte.

Und der Schiffsbericht wies die Bemerkung auf: Ueber Bord: ein Kind und ein Hund!

Wolfgang.

Goetheskizze von Th. Vogel.

Sie sind von Weimar hergekommen, die beiden jungen Reiter. Dort, wo sich die Straße weitet und gemächlich im Bogen schwingt, zügeln sie und halten.

„Wir stellen unsere Gäule im Preuß'schen Hof ein", ruft der eine halblaut lachend dem ernsten älteren Gefährten zu. „Dann streifen wir durch den Markt."

Der winkt und folgt hinüber zu dem Gasthaus, wo ein freundlicher Knecht die Tiere in Empfang nimmt und in den Stall führt. Darauf greift der Junge, der den Ton anzugeben und seinem Begleiter vorgesetzt scheint, diesem unter den Arm und wendet sich mit ihm vertraulich plaudernd marktwärts. Schlank und rank, wohlgekleidet, können sie nicht verbergen, daß sie vornehmen Standes sind. Die Gemüseweiber auf dem Anger wenden neugierig die Köpfe nach ihnen, nehmen auch die lockeren Scherzworte, die ihnen die zwei zuwerfen, nicht übel, sondern brummen behäbig drein.

An der Barfüßerkirche schwenken sie seitab in eine Nebengasse und finden dort eine Weinschenke, in der sie von Stimmengewirr und Mädchenlachen empfangen werden. Einen Augenblick lang zögern sie, treten dann aber in die Stube und hängen Hut und Mantel an den Nagel.

So kommt es, daß sie mitten unter Erfurter Bürgersleuten mit ihren hübschen Töchterlein sitzen und mit in ihren Schwatz hineingezogen werden. Irgendwo sucht sich der Jüngere eine Nische zum Plaudern und Lustigsein. Neben dem Kamin, im Zwielicht der Oellampe, die über dem Schenktisch brennt, erobert sich der Aeltere Stammplatz und liebliche Gesellschaft.

„Ihr seid nicht von Erfurt?" begehrt das Mädchen von dem zuerst noch Schweigsamen zu wissen. „Wo kommt Ihr her?"

„Sieht man mir den Fremden so sehr an?" scherzt der ausweichend. „Wollt Ihr mir deswegen schon gram sein?"

Das Mädchen lacht verstohlen: „Nein, nein! Im Gegenteil!"

So freundliches Willkomm weckt den Mann aus Ueberlegung und Nachsinnen, und er fragt nach ihrem Namen.

„Luise!" antwortet sie ohne Zögern und Scheu. „Luise! Und Er?"

Allein er schüttelt den Kopf und beginnt von anderen Dingen zu reden. Sie wagt nicht, auf ihrem Wunsch, der ihr im Augenblick schon töricht erscheint, zu bestehen. Sie muß dem Fremden zuhören. Er versteht zu sprechen, zu erzählen und im Erzählen zu bezaubern. Man weiß nicht, ob ein Lächeln auf seinem Gesicht ist oder ob seine Lippen sich herb aufeinander pressen. Es ist so wunderlich mit ihm. Das Mädchen sitzt mit heißem Kopf. Es sieht den Wein nicht, der vor ihm im Glase leuchtet. Es hört das Lachen und Schreien der Schenkstube nicht, so voll sie davon ist. Es lauscht: Dem Waldesrauschen, dem Rauschen der Bäume, dem Zirpen der Grillen auf sommerlicher Aue.

Ach, es ist nur ein schlichtes einfaches Mädel. Irgendwo im Thüringerwald war der Vater daheim gewesen. Nun wohnt er als biederer Bürger in der schönen und großen Stadt Erfurt schon seit vielen Jahren. Aber sein Kind hört auf einmal wieder die Stimmen der Heimat, die Stimmen der Kindheit, die Stimme jener glücklichen fernen Zeit menschlichen Lebens.

„Er ist ein Zauberer!" muß es denken. „Er verzaubert mich."

Befangen und verstohlen schaut es in das Antlitz des Fremden, findet nur flüchtige und zögernde Antwort zu den Worten des Gefährten, fühlt sich trunken beinahe — und spricht doch dem Wein im Kelch schier gar nicht zu. Wie aus weiter Ferne hört es das Lachen und Getriebe der Schenke, sieht es im Dämmern die Gesichter der Zecher und Gäste. Nah, wundersam nah sind nur die Lippen des Mannes neben ihm und die leuchtenden Feueraugen.

„Ich verliere mein Herz!" spürt es auf einmal ganz deutlich. Ihm ist, als müßte es weinen in Wehmut, und muß dennoch lauschen und zittern in Glückseligkeit des Lauschendürfens.

„Luise!" raunt der Fremde. Er legt seine warme Hand auf die des Mädchens. „Sind das nun törichte Dinge oder kluge Dinge, über die ich zu Dir rede? Bei uns daheim fließt der Strom gemächlich durch flache Gefälle. Bei Euch raunt der Wald von den Bergen herunter in die Täler. Ueberall sind da Menschen, die gut zueinander sein müssen. Bist Du mir gut, Luise?"

Das Mädchen nickt. Ach, es ist ja so froh und kann dennoch nicht hindern, daß ihm eine Träne ins Auge tritt. Zaghaft neigt es den Kopf, da es die fremde Hand im Haar spürt.

„Wie heißt Du?" fragt es und wagt nicht auf Antwort zu hoffen. Ja, es empfindet die Antwort wie aus unendlicher Ferne und beinahe als Gnade: „Wolfgang!"

In diesem Namen ist seltsamer Wohllaut, Verheißung, Trost und Güte.

„Wer bist Du, Wolfgang?" muß es weiter fragen.

Und wieder vernimmt es staunend, scheu, andächtig beinahe die Erwiderung. „Ein Mensch!"

Das Mädchen weiß, daß solche Antwort heimlicher Sehnsucht Erfüllung ist. Aber dann muß es jäh erwachen. Nicht häßlich, nicht daß die Zecher in der Stube geschrien und es aus seiner Versunkenheit aufgescheucht hätten. Nein: Es geschieht so, wie sich ein Vorhang senkt zwischen dem sehnsüchtigen Blick der Augen und der verheißenen Landschaft in der Ferne. Mählich verlieren sich Horizont, Raum und Gestalt: Der Alltag ist da!

Der Fremde hat sich erhoben. Sein Gefährte steht neben ihm. Ein wenig schwankend, roten und weinfrohen Gesichtes, ein strahlendes Kind am Arm.

„Es wird Zeit, Liebster, daß ich Dich gemahnen muß", sagt der weinfrohe, lachende Mund. Der, der sich Wolfgang genannt hat, nickt verhalten.

Bedächtig greift er nach Hut und Rock, hilft dem Gefährten in den Mantel, steht und schaut auf das Mädchen hinüber, das ihm gläubig die Augen zugewandt hat. Er will noch etwas sagen. Doch er kommt nicht dazu, denn der Wirt tritt zu den beiden Freunden heran, verneigt sich ehrerbietig vor ihnen und schüttelt den Kopf, da sie nach ihrer Rechnung fragen. „Es war mir eine Ehre, eine überaus hohe Ehre, durchlauchtigste Gnaden."

Der Jüngere von den Zweien furcht die Stirn, halblaut raunt er dem Begleiter zu: „Hol's der Teufel: Man hat uns erkannt."

Er räuspert sich verlegen und drückt dem Wirt einen Taler in die Hand. „Schweig Er um Himmelswillen!"

Er wendet sich jäh und kümmert sich nicht, ob ihm der Gefährte folgt. Er steht schon draußen in der frischen Nachtluft und schlägt seinen Mantelkragen hoch, als jener sich noch unter der Tür mit einem wehmütigen Blick von dem Mädchen am Tisch verabschiedet.

„Die Göchhausen wird ihr Maul wieder machen!" ruft er ihm entgegen. „Nun heißt es reiten ..."

„Harun al Raschid und sein Wesir kehren heim", entgegnet der sinnend. „Schade ..."

Auch er zieht den Mantel fest um sich und läuft mit dem anderen eiligen Schrittes durch die nächtlichen Gassen und über den Anger zu den Gäulen.

In der Wirtsstube aber raunen sie: „Wer sagt Ihr? Ich glaub' es nicht."

„Doch, er war's!" — „Wer?"

„Der junge Großherzog von Weimar!"

„Und der andere, der sich Wolfgang nannte?"

„Vielleicht der neue Freund aus Frankfurt, Goethe geheißen!"

★

Gast in der Gerbermühle.

Goethe-Novelle von Grete Massé.

Sie sind fröhlich in der Gerbermühle am Main und hochbeglückt, in diesen Spätsommertagen des Jahres 1815. Das Haus hat einen Gast, dem zu dienen ihre Hände und Herzen bereit sind. Jugend strahlt von seiner Stirn, in seinen braunen Augen, in seinem beredten Wort. Niemand will ihm seine sechsundsechzig Jahre glauben.

Mariannens leichte Füße eilen für ihn die Treppen hinauf, hinab, denn hoch und geräumig ist Willemers Landsitz, den man die Gerbermühle nennt. Im Gewölbe des langgestreckten Kellers, den besten Wein auszusuchen für den Gast, auf der Leiter, um am Spalier der Hauswand Pfirsiche für ihn zu pflücken, in der Küche, die Nüsse in das Pflaumenmus zu tun, um es ihm zuzubereiten, wie es in Weimar Christiane für ihn zubereitet. Marianne ist überall.

Und abends singt sie am Klavier seine Lieder. „Füllet wieder Busch und Tal" und das Mignonlied und der Gott und die Bajadere. Aber das letzte nicht mehr, seit er, als sie es einmal zu Ende gesungen, ihre Hand genommen und ihr gesagt, alle seine Lieder solle sie singen, doch die Bajadere nicht. O zartestes Verstehen! Schicksal der Bajadere, Schicksal der einstigen Tänzerin und Schauspielerin Marianne! War das eine nicht wie leichte Spiegelung des andern? Wie nahe stand sie damals den „verlorenen schönen Kindern", als Willemer sie, kaum zu sechzehn Jahren erblüht, aus dem gefährdeten Leben zwischen Gauklern und Artisten heraus genommen, sie gemeinsam mit seinen verwaisten Töchtern zu

Der Kettenbrief / Skizze von Heinrich Stieghorst

„Rekrut, hier hast Du mein Gewehr,
Ein alter Mann, der braucht's nicht mehr"

singen die alten Leute am zweiten Geschütz. Wir sitzen im Unterstand, putzen unsere Karabiner und Seitengewehre, weil um elf Uhr Waffenappell ist. Die Fahrer, die mit den Pferden im Dorfe hinter uns liegen, haben um dieselbe Zeit Pferdeappell. „Pferdeäppel", hat der Feldwebel gestern abend gesagt, wie er uns die beiden frohen Ereignisse verkündete.

Kanonier August Zaginsky stößt die Tür des Unterstandes auf und geht mit seinem Karabiner hinaus. Draußen singt und schwingt und flimmert die Welt in der leuchtenden, warmen Sonne des Sommermorgens.

Wie August wieder hereinkommt, guckt er ärgerlich. „Die Knarre wird erst wieder appellfähig, wenn ich mir ne neue dafür besorgt hab", meint er nachdenklich. „Hier drinnen sieht man's ja nich, aber draußen in der hellen Sonne ... Meine Fresse!" Er nimmt eine ordentliche Ladung weißen Sand auf seinen Putzlappen und fängt wieder an, die tiefdunklen, eingefressenen Rostflecke damit zu bearbeiten.

Die Karabiner sehen wüst aus. Das kommt daher, daß sie seit August vorigen Jahres, als der Krieg anfing, meist immer draußen gestanden oder gelegen haben, in Regen und Schnee, Frost und Sonnenschein. Und Waffen-Appell haben wir bei den jagenden Märschen in Rußland nicht oft gehabt. Als wir gerade aus dem Unterstand gehen, um unsere Knarren vorzuzeigen, sagt Zaginsky zu Vierkenbein: „Du, Ludwig, zeig' meine Knarre mit vor und sag', ich wär ins Dorf auf die Schreibstube befohlen."

Der Appell geht vorüber, ohne daß jemand auffällt. Der Batterieoffizier sieht sich hauptsächlich die Läufe innen an, ob die sauber und frei von Pulverschleim sind. Das ist die Hauptsache.

Nach dem Appell bleiben die meisten draußen im leuchtenden Sommermittag. Der Geschützführer und ich gehen in den Unterstand, etwas zu rauchen holen. Im Stand sitzt August Zaginsky am Tisch, hat den Rock ausgezogen, die Hemdärmel hochgekrempelt und schreibt. Der kleine gelbe Bleistift verschwindet fast in seinen riesigen Tatzen. Er qualmt dicke Knasterwolken aus seiner halblangen Pfeife und schwitzt beim Schreiben wie ein Bulle.

„Na, August", sage ich und brenne mir eine Zigarette an, „Post gekriegt?"

„Ja."

„Alles in Butter zu Hause?"

„Ja. Hm. Sag mal, weißt Du, hm, kennst Du Kettenbriefe?"

Ich habe nie etwas davon gehört und lasse mir die Sache erklären.

„Was meinst Du dazu?" fragt Zaginsky und sieht mich gespannt an.

„Ganz übler Aberglaube", sage ich, „wie kann einer denken, er würde kugelfest, wenn er so'n Ding abschreibt und an jemand in der Heimat schickt!"

„Ihr Studierten glaubt an gar nichts", knurrt er mich ärgerlich an, „Ihr wißt alles besser. Ihr seid ja die feinen Herren. Wir sind man bloß die Dummen. Wir können uns kaputt schießen lassen." Er wird aufgeregt. „Ich verdiene nix am Krieg. Ich bin Tagelöhner und hab' so nix und so nix. Ich will wieder nach Hause."

Ich kann verstehen, daß er wieder nach Hause will. Er hat eine Frau und vier Kinder, die von seiner Arbeit, seinen heilen Knochen abhängen. Es ist nicht so einfach, denke ich, als verheirateter Mann im Felde zu sein. Zaginsky scheut vor keiner Arbeit hier draußen zurück und nicht vor dem Tode, wenn's sein muß. Dafür ist er altgedienter preußischer Gardekanonier. Aber wenn er durch einen Kettenbrief sein Leben verlängern kann, dann schreibt er den Brief und glaubt daran.

„Aber Zaginsky, Mensch", sage ich, „ich will Dir ja gar keine Vorschriften machen. Von mir aus schreib zwanzig Kettenbriefe!"

„Lustig machen willste Dich auch noch, was?" kommt der Kanonier hoch.

Bisher hat der Geschützführer, an seiner winzigen Pfeife saugend, aufmerksam, ungläubig lächelnd, zugehört. Nun knurrt er aber Zaginsky an: „Jetzt hälscht Dei Schnauzen, Augusche. Was hascht alleweil mit 'n Freiwilligen? Sei Ziehgarr rauchscht, sei Schnaps seifft, un nu stänkerst 'n a?"

„Er hat doch angefangen", verteidigt sich Zaginsky.

„I hob geheert, wer agefangn hat", sagt der Geschützführer ärgerlich.

„Aber es ist doch richtig, das mit den Kettenbriefen", beharrt August eigensinnig. „Schmitz vom dritten Geschütz is nie was passiert. Erst hat er 'n Talisman gehabt und jetzt auch noch 'n Kettenbrief. Schmitz is nie nich mal angekratzt worden. Und was hat unsere Batterie schon alles durchgemacht."

„Aber alleweil gibscht Ruh", sagt der Geschützführer, „un meintswegen schickst Dei Brief an Dei Alten daheim, mit Dei Aberglauben, Dei bleedsinnigen."

Ich klopfe August auf die Schulter und gebe ihm einen Glimmstengel. Er ist sofort versöhnt und lacht mich erleichtert an. Gerade will er seinen Brief weiterschreiben, da guckt sein Freund Schmitz vom dritten Geschütz, einen Eimer in der Hand, herein. „August, kommst Du mit, Essen holen?"

Zaginsky packt seinen Brief weg, steckt den Bleistift in die Tasche, zieht den Rock an, schnappt sich einen Eimer, und dann walzen die beiden friedlich los, dem Dorf zu, wo unsere Gulaschkanone steht.

Während die Essenholer, von jedem der vier Geschütze einer, unterwegs sind, bepflastert der Russe das Dorf mit Granaten und streut die Hauptwege mit Schrapnells ab. Uns rührt das nicht, denn wir sind es gewohnt. Es ist fast jeden Mittag so.

Nach einer guten Weile kommt Zaginsky mit dem Essen zurück. Die Hälfte der dicken, fetten Erbsensuppe hat er verschüttet. Ehe wir ihm Vorwürfe deswegen machen können, sagt er: „Meine Fresse, bin ich gesaust! Wie wir unser Futter haben und zurückzittern, nich auf dem Hauptweg, sondern hinterm Dorf 'rum, weil der Panje funkte, kommen da drei Infanteristen und wollen nach vorn in den Graben. Sie kamen vom Urlaub. Schmitz bleibt stehen und zeigt ihnen den Weg und klönt 'n bißchen mit ihnen. Ich geh' weiter. Mit einmal gibt's hinter mir 'n Krach, und wie ich mich umdreh, liegen zwei von den Sandhasen am Boden. Und Schmitz von uns dazu. Alle drei tot. Und dann bin ich mit dem dritten Sandhasen getürmt! Der Panje knallte mit Schrapnells wie doll. Ich hab ja nix abgekriegt, aber das Essen is halb futsch."

August ist bleich um die Nase. „Schmitz ist tot", sagt er nochmal. Dann verteilt er das Essen, und wir fangen an. Plötzlich steht Zaginsky auf, geht an seinen Sandsack, in dem er seine Sachen aufbewahrt, und holt den Kettenbrief heraus.

Er sieht den Geschützführer und mich verstohlen an, und wie wir unsere Suppe weiterlöffeln und tun, als sähen wir nichts, reißt er den halbfertigen Kettenbrief in lauter ganz kleine Fetzen und schmeißt sie in den kalten Kanonenofen, der hinter ihm steht.

Ziehen, ihr Bildung zu geben, Reichtum, Güte und zuletzt den Ehering, der die einstige Vagabundin Marianne gleichgestellt mit den angesehensten Bürgerinnen von Frankfurt.

Manchmal schaut sie an den Abenden dieses Spätsommers, die ihr unvergeßlich sind, von Goethe auf Willemer und von Willemer auf Goethe. Da ist Willemer, Frankfurts geachtetster Bankier, Frankfurts Senator, Kunstfreund, Weltmann, Philosoph, in fünfzehn Jahren immerwährender Nähe ihr vertraut geworden mit seinem ganzen Wesen. Und da ist Goethe, der Unergründliche, der Allbezwingende, Gast in der Gerbermühle, Gast in ihrem Leben.

Nein, nicht Gast!

Ihr Dasein darf diese leuchtende Kraft, die sie durchbrennt und ihr Wesen taumelnd macht vor Seligkeit, nicht verlieren. Sie eilt in ihr Schlafgemach, allein zu sein. Sie wirft sich mit Ungestüm auf das Lager. O, es kommen Stunden, in denen sie noch wild sein kann, rasend, stürmisch, in denen das Theaterblut von neuem in ihr emporschlägt.

Und plötzlich, während ihr Körper zuckt und bebt, fühlt sie eine sanfte, gleitende Hand in ihrem Nacken. Sie wirft sich herum, und ihre brennenden Augen starren auf Rosette, Willemers Tochter, Johann Städlers Frau, ihre Freundin und Kameradin.

Marianne erhebt sich. Sie stehen sich gegenüber, zwei junge Frauen, gleich groß. Der Spiegel strahlt ihr Bild zurück.

Sie stehen neben einander wie eine dunkle und helle Schwester.

Hell ist Rosette in ihrem gelben Kleide, mit goldenem, kurz gekraustem Haar über der Stirn, schmal, leicht, pflanzenhaft in ihrer Ruhe. Blutwarm, dunkel und glühend ist Marianne, so erdfest wie jene schwebend, so brennend wie jene kühl, mit blankem Auge, das ganz Leben ist, mit rundem Kopf, glatter Stirn und kleinen, regen, festen Händen.

Marianne ahnt, Rosette fürchtet für Willemer.

Sie fürchtet, Goethe könne Marianne nach sich ziehen, aus der Gerbermühle heraus, aus dem festgefügten Kreise der Willemers, aus dem Leben in Frankfurt, in dem Marianne heiter über den Tagen lächelt wie die Sonne über den Landen.

Rosette fragt bange: „Liebst du uns nicht mehr wie ehemals, Marianne, seit der Gast in der Gerbermühle ist?"

Doch Marianne kann nicht antworten. Sie geht aus dem Zimmer. Die Treppen hinab.

Im Garten steht sie unter den Bäumen und schaut auf das Haus. Das Fenster jener Stube, die Goethe bewohnt, ist geöffnet. Er steht am Tische und neigt sich mit einer Lupe studierend über Kräuter und Moose, die man am Morgen bei einem Spaziergang gesammelt.

Und wie Marianne, den heißen, zuckenden Schmerz im Herzen, mit dem Blicke das herrliche Haupt umfaßt, da bildet sich ihre Sehnsucht zu Worten, zu Strophen. Und Worte und Strophen werden Gedicht. —

Und Gedicht nach Gedicht geht zwischen Marianne und dem Gast in der Gerbermühle hin und her wie ein funkelnder Stein, in dem Feuer glüht und von dem man nicht weiß, ob er schöner in jener Hand leuchtet, die ihn entsendet, oder in jener, die ihn empfängt. Sie sind zwei Menschen, die das Leben, das sie nicht leben dürfen, in hohe Bilder fassen, die noch erhaben glänzen werden, wenn ihr irdisches Dasein sich vollendet. Sie sind Liebender und Geliebte. Sie sind Hatem und Suleika.

Es kommen noch letzte Tage in Heidelberg vor dem großen Abschied, in denen Hatem in den Staub des Brunnenrandes mit dem Finger in arabischen Buchstaben den Namen der Geliebten schreibt. Es kommen noch letzte Worte, letzte, goldene Augenblicke. Dann trennen sich Hatem und Suleika.

Im Weimarhaus am Frauenplan empfängt Hatem jenes unvergänglichste Gedicht Suleikas, das beginnt:

„Ach, um deine feuchten Schwingen
West, wie sehr ich dich beneide!
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich durch die Trennung leide!"

Siebzehn Jahre gehen Briefe zwischen Weimar und Frankfurt hin und her. Doch Liebender und Geliebte haben sich niemals wiedergesehen.

In den Februartagen des Jahres 1832 erhält die Frankfurter Patrizierin Marianne Willemer aus Weimar ein Päckchen, in dem alle Briefe sind, die sie in siebzehn Jahren dem Genius geschrieben. Bei ihnen liegen die letzten Verse, die Hatem, der Einundachtzigjährige, an Suleika schreibt:

„Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben
Ernst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit."

Es kommt der März, und an seinem zweiundzwanzigsten Tage stirbt Johann Wolfgang von Goethe.

★

Goethe feiert Geburtstag.

Skizze von Ernst Löns.

Durch die geschlossene Tür des Arbeitszimmers schallen gedämpfte Stimmen, ersterben in tonlosem Gemurmel; wie ferne Silberglocken tönt Gläserklingen dazwischen. Das alles klingt so weit, so fern. Es ist still in dem Haus am Frauenplan geworden. Ruch von Blüten und verwelkendem Laub zieht mit leiser Melancholie durch die Räume. Viele Besucher sind heute dagewesen, dem greisen Dichter ihre Glückwünsche darzubringen. Nur wenige konnten ihm selbst die Hand drücken. In dem Kreis vertrauter Freunde, die sich zur stillen Feier in Goethes Haus versammelten, hatte der Große nur einige Augenblicke geweilt. — Er war so müde.

Leise ist er aus der Mitte der Freunde in die Ruhe seines Arbeitszimmers geflüchtet. Die Flügel der Fenster stehen weit offen. Der Spätsommerabend legt weiche Dämmerung auf die Bäume und Sträucher des Gartens. In die sommerlich warme Luft mischt sich schon die Ahnung herbstlichen Vergehens. Goethes Hand sucht an dem Fensteriegel Halt. Seine großen dunklen Augen blicken in das dämmernde Schweigen des Gartens. Die Kerzen in den beiden Leuchtern auf dem Schreibtische flackern schmerzlich zuckend in dem Windzuge. Goethe fröstelt. Enger zieht er den warmen Hausrock um die alten Glieder. Der zitternde Klang der kleinen Tischglocke ruft den Diener. Der schließt die Fenster, seine Hand stützt den greisen Dichter, als dieser sich schwer in den Sessel vor seinem Arbeitstisch sinken läßt. „Laubenheimer!" befiehlt Goethe. — Der Diener stellt den kristallenen Römer auf die Tischplatte und will aus der Flasche einschenken, aber Goethe winkt ab. Die Tür schließt sich hinter den lautlosen Schritten des Dieners. —

Goethe ist allein, will allein sein. Einsam ist es um ihn geworden. Er hat sie alle überlebt, seinen herzoglichen Freund, seine mütterlich verstehende Gattin und seinen einzigen Sohn. Sie alle sind vor ihm in das dunkle Land gegangen. Mit matter Hand streicht er sich über die hohe Stirn. Gestalten tauchen aus der Vergangenheit auf. Er sieht die rauschenden Feste, die man in früheren Zeiten alljährlich an diesem Tage hier feierte. Kerzenlicht flammte in Silberlüstern. Fackeln gluteten in der Dunkelheit, wenn die Wagen in langen Reihen vorfuhren. Festtagsgewänder und bunte Uniformen glitzerten und gleißten. Sie waren alle gekommen, ihm, dem Staatsmann, dem Freunde des Herzogs, dem großen Dichter zu huldigen.

Es ist still geworden. — Aus dem Geheimfach des Schreibtisches, zu dem er den Schlüssel ständig bei sich führt, nimmt der Dichter ein geschliffenes Glas und schält es behutsam aus der schützenden Seidenhülle. Die Lichter der Kerzen spielen in den drei runden Medaillons, die dem Becher eingeschliffen sind. Mit zierlichen Buchstaben trägt jedes einen Namen: Amélie, Bertha und Ulrike. Sorgsam setzt Goethe das Glas auf den Tisch. Sein Auge sucht den Namen Ulrike und streichelt sacht darüber hin. Aber der Name steht so kalt und unwirklich in dem weißen Glase, so wie glitzerndes Eis unter fahlem Winterhimmel liegt. Des Dichters Hand greift zitternd zu der geöffneten Flasche und läßt den goldigen Wein in das Glas fluten. Wie Sonnenlicht und Sommerwärme glüht es nun aus den geschliffenen Flächen. Wie Sonnenlicht und Sommerwärme, die damals auf Bergen und Hängen lagen, die Wälder und Täler füllten und sich in den flimmernden Fluten des Flusses spiegelten. Damals, als er mit Ulrike seinen vierundsiebzigsten Geburtstag in Eibogen feierte. Wie weit lag das nun schon zurück und doch wie nahe stand ihm heute wieder alles vor Augen! Ulrikens jugendfrische Gestalt, ihr sinnendes, strahlendes Auge, die zarten feingliedrigen Hände, so zart und weiß wie Blüten duftiger Blumen. Jubelnde Lust und jugendliches Frohgefühl wogte damals in seiner Brust. Jung und stark fühlte er sich und glaubte, daß ihm in der neunzehnjährigen Ulrike ein spätes Liebesglück erstehen würde. — Goethe lächelt wehmütig und matt. Heute weiß er, daß er sich täuschte, daß er einer falschen Hoffnung nachtaumelte. Heute erkennt er, daß das taufrische Mädchen nicht die leidenschaftliche Liebe zu ihm empfinden konnte, die er ihm entgegentrug. Und doch — es war so schön gewesen, als sie von der Terrasse des Trziblitzer Schlosses in das blühende Sonnenland, auf den steilen hochragenden Basaltkegel des Hasenberges und seine mit den Ruinen der alten Hasenburg gekrönte Spitze schauten. Es war so schön gewesen im traulichen Lovetzower Familienkreise um den runden Mahagonitisch, wie sie Walter Scotts „Schwarze Zwerge" lasen. Damals, ja damals glaubte er, daß das, was ihm aus den großen Augen Ulrikens anstrahlte, echter Liebe warme Leidenschaft sei. Heute weiß er, daß es nur die Bewunderung und glückstrahlende Schwärmerei für den großen Dichter gewesen ist. — Begrabene Hoffnung. Wieviele hat er in seinem langen Leben begraben müssen! Wie ein buntes Perlenband glitzern die Jahre an ihm vorüber. Viele leuchtende Steine strahlen daraus auf, aber manche glühen auch in düsterem Glanz oder sind tot und erloschen. Einer der schönsten, wohl der leuchtendste, strahlt ihm aus dem Namen Ulrike. Der schönste, weil er der letzte war. — Der 5. September 1824 war der Tag des Abschieds von Ulrike; wohl flatterten in den folgenden Jahren Botschaften zwischen ihnen hin und wider, aber ihre Wege begegneten sich nicht mehr. — —

Mit seinen beiden zitternden Händen greift Goethe das Glas, hebt es hoch, dem rötlichen Kerzenschein entgegen. Seine Augen brennen auf dem Namenszuge. „Ulrike" flüstern seine Lippen, die der feurige Wein kühlt. — —

Lautlos öffnet sich die Tür. Der Diener huscht auf weichen Sohlen ins Zimmer. Sein Herr schlummert, tief in den Sessel zurückgesunken. Vor den herabgebrannten schwelenden Kerzen steht das Glas mit funkelndem Wein, den der Dichter seiner letzten Liebe kredenzte. Gerade über dem Namen „Ulrike" zieht die Fläche des Trankes einen scharfen Schnitt ...

★

Jean Philippe Möller in Rom.

Goethe-Skizze von Harry Wien.

Ein junger Kaufmann, Christian Reimarus mit Namen, gebürtig in Bremen, nahm im Jahre 1786 Aufenthalt in einem Gasthause in Rom. Er war nicht freien Willens in den Süden gekommen, denn er fand, auf der Welt sei keine Landschaft der niedersächsischen Heimat vergleichbar und das viel gerühmte Rom um nichts vortrefflicher als die geliebte Hansestadt Bremen, in der seine Vorfahren gelebt und in der, wenn die Geschlechterkette nicht abriß, seine Enkel und Urenkel noch ihre Heimstatt haben würden.

Aber er hatte erst vor kurzem eine schwere Krankheit überstanden, und sein Schwiegervater Konrad Haenisch drang darauf, daß Reimarus in Italien völlige Genesung finde. Da der Alte befahl und Klärchen mit Bitten nicht nachließ, unternahm Reimarus die Italienfahrt.

Nun lebte er unter einem südlichen Himmel mit grämlicher Laune, obwohl er sich nicht verhehlen konnte, daß die herrliche Sonne sein blasses Blut tiefer rötete und gesund glühte. Aber er langweilte sich. Die Bekanntschaften, die er bei einem Kaufmann. Der Schwärmerin Klärchen allerdings hätte es gefallen. Auch der dunkle Blick, der seine Kühle verloren und in einem Glanz brannte, der sternhaft zu nennen war. —

Es war Reimarus nicht unlieb, daß die Tage seines Aufenthaltes in Rom zu Ende gingen. Die Bekanntschaft mit dem Herrn aus Leipzig, der ihm zu Beginn so gefiel, wurde ihm immer unangenehmer. Wesensverschiedenheiten taten sich auf, über die ein bremischer Kaufmann einfach nicht hinwegsehen konnte. Hatte er Jean Philipps Benehmen zuerst als fast steif empfunden, so war es ihm jetzt zu frei, zu gelöst, zu feurig. Auch konnte es der Leipziger bei Spaziergängen nicht lassen, selbst das unscheinbarste Pflänzchen zu studieren, Gesteinsarten zu beäugen und sogar mit einem kleinen Hammer zu beklopfen. Auf dem Fenstersims seines Zimmers lagen dicht gehäuft Steine aller Farben und aller Formungen. Und Reimarus hatte sich sogar davon überzeugen müssen, daß Möller auch zeichnete. Eine geöffnete Skizzenmappe hatte sich den Blicken des Bremers, als er im Zimmer weilte, nicht entziehen können, obwohl sie etwas abseits lag. Deutlich vermochte er auf dem obersten Blatt ein Zeichnung der Pyramide des Cestius zu erkennen.

Dieser Mann sei nicht gediegen genug für einen Kaufmann, wenigstens nicht für einen bremischen, sagte sich Reimarus. Auch konnte er sich einer heimlichen Mißstimmung gegen ihn nicht enthalten, weil er es nicht zuwege gebracht, das Autogramm des Herrn Goethe, das Klärchen sich wünschte, zu beschaffen.

Kurz vor der Abreise des Reimarus hatte Jean Philippe Möller noch das Ungeschick gehabt, Wein über den Wertherband zu verschütten, den Klärchen ihrem Verlobten mitgegeben. Möller versprach, ein anderes Exemplar so rechtzeitig zu beschaffen, daß Herr Reimarus es noch mit auf die Heimfahrt nehmen könne. Aber erst als der Bremer den Reisewagen schon bestiegen, trat Jean Philippe aus dem Hause und reichte mit artigen Worten und vielen guten Reisewünschen das Buch in einem Umschlag aus gekraustem, artfarbenem Papier, das zierlich verschnürt und gut gesiegelt war. Reimarus steckte das Paketchen in den Reisesack und öffnete es nicht auf der ganzen Fahrt.

Erst Klärchen Haenisch in Bremen zog das Buch hervor, löste Band und Siegel, schlug es auf, las auf der Widmungsseite Verse in einer kleinen, weitläufigen Handschrift und stand auf einmal errötend da, wie in Licht und Glut getaucht.

„Wie nanntest Du in Deinen Briefen den Deutschen, mit dem Du in dem Gasthaus in Rom gewohnt?" schrie das Klärchen.

„Er hieß Jean Philippe Möller und war ein Kaufmann aus Leipzig", sagte Reimarus.

„Und das hast Du geglaubt?" rief schmerzlich das Klärchen. „Reimarus, warst Du blind? Jean Philippe Möller aus Leipzig war Johann Wolfgang von Goethe selbst!"

★

Pflicht

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Es ist natürlich leicht", sagte Doktor Giese, der Richter, als sich die Debatte an dem runden Tisch in der kleinen Weinstube auf sein eigenes Tätigkeitsgebiet erstreckt hatte, „und Laien tun das recht gern, über die Stellung des Richters zu dem seinem Urteil voranwortenden Angeklagten zu sprechen. Der Richter soll nicht parteiisch sein, aber man erwartet doch, daß er menschlich ist, er soll sich an das Gesetz halten und auch daran denken, das es tausend Möglichkeiten gibt, für die keine Gesetze geschrieben sind. Verstehen Sie, meine Herren, was es bedeutet, wider sein Empfinden Urteile zu sprechen, weil es das Gesetz so und nicht anders diktiert? Das können wohl die wenigsten — und wollen viele auch nicht. Es wäre zu unbequem. Aber ich will Ihnen ein Beispiel aus den letzten Wochen geben — eine Angelegenheit, die morgen zum Abschluß kommt und mir schon viele unruhige Stunden bereitet hat. Hören Sie: Ein Mädchen hat einen Mann ermordet — ein eindeutiges Geschehen in ihrem eigenen Zimmer — allem Anschein nach kein komplizierter Fall. Bei der Verhandlung war das Mädchen kaum zum Sprechen zu bewegen, aber dann verlangte es Tinte und Papier ...

Denken Sie sich ein Liebesverhältnis, wie es seiner Art viele gibt. Zwei Menschen leben für einander, für die Zukunft, kümmern sich nicht um das Heute, brauchen nichts auf der Welt, weil sie sich selbst genug sind. Sie ist eine Näherin, ein hübsches, fleißiges Mädchen, — er ein junger Chemiker mit mehr Fähigkeiten als Einkünften. Sie hilft ihm, setzt sich noch abends, wenn er gegangen ist, an die Maschine; sie gibt ihm zu essen, kauft ihm dies und das für die Kleidung, bezahlt heimlich seine Schulden — er weiß es nicht. Eines Tages beginnt sein Aufstieg. Und sie freut sich, daß es, von ungeheurem Willen getrieben, ihr Werk ist. —

Da werden die Zusammenkünfte seltener, die Worte des Mannes gleichgültiger, seine Gedanken gehen weiter in die Zukunft — und er sieht ein freies Leben, die Jagd nach Reichtum und Abenteuern, die der Reichtum gestattet, und es bleibt kaum ein Gedanke übrig für die kleine Näherin. Sie sagt nichts, sie fühlt, wie sie ihn verliert und wehrt sich nicht gegen das Schicksal. Sie hat ihn zu lieb, um ihm im Wege zu stehen. Und weil sie die Liebe kennen gelernt hat, lernt sie nun, allein gelassen, auch die Not und die Schmach und Demütigung kennen. —

Die Zeit geht unbesorgt weiter. Eines Abends treffen sie sich auf der Straße: der Mann, gesättigt und wohlgestellt, das Mädchen blaß und gehetzt. Erst, als sie in ihrem Zimmer sind, spürt das Mädchen, daß statt der tausend Empfindungen, die in ihr plötzlich wach geworden waren, den Mann nichts zu ihr geführt hat als eine Laune und Gelegenheit, auf ältere Rechte gestützt. Da spricht sie zu ihm, ganz ruhig, und es ist doch wie ein Schrei — und er steht ernüchtert, verwirrt, sucht sich selbst Halt zu geben und sagt: „Wenn das so ist — für mich sehr unangenehm — aber natürlich, für das Kind werde ich sorgen — bin ja gesetzlich verpflichtet —."

Ein sehr dummes Wort. Dem Mädchen wird es rot vor den Augen. Wie er so dasteht, halb trotzig und verlegen, und nicht die Hand ausstreckt und kein Wort der Liebe spricht, kein Wort, das aus dem Herzen kommt, sondern nur von seiner Pflicht weiß, weil er sie nun einmal in Schande gebracht habe — da lodert mit einem Male heller Zorn in der Frau auf. Sie weiß kaum noch, was sie tut, als sie den nächsten schweren Gegenstand ergriff und nach ihm schleuderte. Beim Stürzen schlägt er mit der Schläfe gegen die scharfe Kante eines Tisches. — —

So schrieb es mir die Angeklagte. Eine Geschichte, die man verstehen kann. Nach dem Gesetzbuch bedeutet das im günstigsten Falle Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Danach zu urteilen ist meine Pflicht."

Der Richter schwieg und ein Räuspern ging um den Tisch. Aber einer nur ergriff das Wort, ein Mann, dem das Leben harte Linien ins Gesicht gegraben hatte:

„Ist es nicht seltsam zu hören, daß in dieser ganzen Kette keiner von uns allen, die ihrer Pflicht eingedenk waren, glücklich dabei wurde? Denn auch unser Doktor Giese wird nach seinem Urteilsspruch keinen ruhigen Schlaf haben. Die Frau hielt es für ihre Pflicht, von ihrer Not zu sprechen, statt gerade die Not durch die Stunde des Wiedersehens vergessen zu machen. Der Mann sprach von seiner Pflicht, obwohl eine Umarmung, das geringste Wort der Liebe in diesem Augenblick Wunder gewirkt hätte. Und unser Richter wird es morgen für seine Pflicht halten, das Mädchen zu verurteilen, statt es für das Kind sorgen zu lassen. So aber, meine Herren, ist das Wort wohl nicht gemeint. Und so kann es leicht eine Bedeutung gewinnen, daß man ihm ängstlich aus dem Wege geht. Es gibt auch eine Freude hinter der Pflichterfüllung. Dann nämlich, — wenn man seine Pflicht — und zwar die vom Herzen diktierte — tut, ohne von ihr zu sprechen! Helfen ist immer Pflicht, und Hilfe macht immer glücklich, aber helfen kann man oft nur, wenn man darüber schweigt. Das ist ein einfaches Gesetz — und darum kennen es so wenige —"

Und da hörte auch das Räuspern an dem runden Tische auf.

Christian Reimarus fand, dieses Pathos wirke lächerlich